Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 52 Marburg i. H., den 28. Dezember 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Die Friedenstaube — Augustin und der Gipfelpunkt des religiösen Optimismus — Heldentum — Ein 25jähriges Jubiläum in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus — Verschiedenes: Zwei Religionen; Wilhelm Merton; Kalender; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Friedenstaube

Darnach ließ er eine Taube von sich ausfliegen, auf daß er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden. Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten; denn das Gewässer war noch auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand heraus und nahm sie zu sich in den Kasten.

Da harrte er noch andre sieben Tage und ließ abermal eine Taube fliegen aus dem Kasten. Die kam zu ihm um Vesperzeit, und siehe ein Oelblatt hatte sie abgebrochen und trugs in ihrem Munde. Da vernahm Noah, daß das Gewässer gefallen wäre auf Erden.

1. Mos. 8, 8 ff.

Acht Tage vor Weihnachten schreibe ich diese Zeilen und vielleicht acht Tage nach Weihnachten werden sie gelesen werden. Inzwischen wird die Welt ja wohl wissen, welche Aufnahme unser Friedensangebot bei unsern Feinden gefunden hat.

Es ist aber wenig Gefahr, daß durch den Gang der Ereignisse und Verhandlungen das zunichte werden könnte, was man an dieser Stelle zu unsrer inneren und äußeren Lage zu sagen hat.

Man kann doch von unserm christlichen Standpunkte aus nur eine innige und dankbare Genugtuung darüber empfinden, daß unsre Verantwortlichen diese Friedenstaube haben fliegen lassen. Ganz gleichviel, ob sie schon den Oelzweig mit bringt oder leer zurückkommt. „Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden." Das Friedensangebot der Mittelmächte steht im Zeichen dieses Gottesgebots. Wir nehmen es ganz ernst, als eine Tat des Gewissens. Und freuen uns darüber. Und ist uns leid um die, die in unserm Volk um diesen Schritt nur wieder Mißtrauen und Sorge leiden. Hoffen auch, daß es der deutschen Politik nicht schaden wird, wenn sie mit der Moral sich deckt. Denn so gewiß Politik und Moral oft herzlich wenig zusammen zu tun haben und wir allen Respekt hegen vor denen, die sich über die Spannung zwischen beiden, die kaum zu überbrückende, redlich klar sind, so bleibt doch wohl das Ziel unverrückt, daß die Politik schließlich münden soll in die Moral, — die Kriegspolitik in die Friedensmoral. Und der Schritt unsrer Regierungen ist ein Fortschritt auf dem Wege zu diesem Ziel.

Dabei bleibt es für unsre Betrachtung zunächst ganz gleichgiltig, was die Feinde dazu sagen. Wir wissen, daß das Angebot echt ist und kein Bluff. Wir wissen, daß es aus dem Gefühl unsrer kriegerischen Ueberlegenheit kommt, und daß es dennoch an Bedingungen denkt, die auch der Feind annehmen kann für lange Dauer. Wir wissen, daß auch die Versicherung unsrer Schuldlosigkeit an dem Kriege der notwendige Ausdruck unsres Bewußtseins ist, ohne den wir nicht herangehen können an die unerläßlichen Verhandlungen und Zugeständnisse. Wir haben das beglückende Gefühl für die Kundgebungen, die wir erlebt haben, so in dem Angebot selber wie in dem Armeebefehl des Kaisers wie in der Rede des Kanzlers, daß diese Sprache in ihrer Schlichtheit, Sachlichkeit und Kraft unsre Sprache ist. Andre Völker, andre Regierungen würden das anders gemacht haben: wir freuen uns, daß dieser erste Friedensakt in diesem Weltkriege so ganz die Würde und den Geist atmet, die wir lieben.

Das sind nun alles Tatsachen, für die wir dankbar sind, mag es weiter laufen, wie es will. Angenommen übrigens, der Feind wiese jedes Eingehn auf unser Entgegenkommen schnöde zurück, so wird der Friedensgedanke laufen und wird uns, weil er echt ist, Segen bringen.

Wir müssen ja der Welt und uns wünschen, daß gleich diese erste Friedenstaube wenigstens ein Oelblatt zurückbringt. Denn wenn statt dessen der Krieg nur noch kräftiger einsetzt, eine letzte Entscheidung zu erzwingen bis zur Vernichtung hüben und drüben, so wird es zwar mit der „Vernichtung" auch in Zukunft gute Weile haben, aber unerhörte Kampfmittel werden in Brauch kommen, mit unmenschlichem Zorn wird gekämpft werden, und ungeheure Opfer — die uns und jenen könnten erspart bleiben — wird es noch kosten.

Wen? Wen wird es diese Opfer kosten?

Man gestatte uns hier an dieser Stelle die Antwort: Die Christenheit.

Denn die geht uns hier doch besonders an. Die Christenheit, die als Gesellschaft der christlichen Völker in diesem Kriege Bankerott gemacht hat. Erkennen wir das an, so erfüllen wir die Hauptbedingung der Ehrlichkeit dieses Bankerotts und können wagen, unsre Firma wieder aufzurichten. Ein rechtschaffener, Gott wohlgefälliger Friede wäre der erste Schritt dazu. Es ist aber nicht zu verlangen, daß die Kriegsleute mit dem Friedestiften anfangen. Das müssen die Christen tun, die in anderm Beruf stehen, hinter der Front, daheim. Die müssen es fertig bringen, auf ihre Weise tapfer den Krieg mitzuführen und doch friedfertig zu sein. Treffliche Gelegenheit zu Ersterem bietet die allgemeine bürgerliche Dienstpflicht. Unaufhörliche Anweisung zu dem Andern gibt das Evangelium. Und nun wird ganz gewiß, ob Gott uns im neuen Jahre den Weltfrieden schenkt, davon mit abhängen, ob zum wenigsten wir, die wir die Erscheinung Christi lieb haben, von dem Christusgeist leben, der ein Geist des Friedens ist. In Haus und Beruf, im Verkehr mit Hohen und Niederen, Gläubigen und Ungläubigen. Ob zum wenigsten wir jedes an seinem Teil Zentren sind, von denen Kraft der Liebe ausströmt, die von oben stammt. Ob die Kirche, auch die äußerlich sichtbare, ein Sammelbecken und Brunnen, eine reich und selbstverständlich wirkende Organisation dieser Liebe ist. All das ist hochnötig für die Zukunft unsres Vaterlandes und der Welt. Wenn wir das nicht haben, wenn wir das im engern Kreise nicht immer neu züchten und erzeugen, wird Vaterland und Welt sagen: Wozu brauchen wir diese Christen eigentlich? Wozu das Christentum? Und unser Herr Christus wird ihnen recht geben: Ja das Salz ist dumm geworden und wert, daß es weggeworfen und zertreten wird. Denn der Glaube, den manche behandeln wie etwas leicht Feststellbares und Greifbares, bleibt doch selber immer innerlich, unsichtbar; aber die Liebe, wo sie da ist, drängt und treibt mächtig nach außen und kann nicht anders als offenbare Werke des Friedens tun.

Jahresschluß war immer für ernste Menschen eine Mahnung, in sich zu gehn. Nun lenkt der Ausflug der ersten Friedenstaube den Ernst unsrer Selbstprüfung in eine bestimmte Rich-

tung. Folgen wir ihr, den Sinn einstellend auf die Aufgaben einer Zukunft, die kommt! Und wenn wir, wie gewiß in den meisten Kirchen, singen werden: „Das neue Jahr ist angefangen, laß es ein Jahr des Friedens sein" — weihen wir dann vor allem unser Herz und Haus und unsre Kirche zu einer Heimstätte des Friedens! R

Augustin und der Gipfelpunkt des religiösen Optimismus

Wem wären in diesem furchtbaren Krieg nicht einmal Zweifel an einer göttlichen Weltregierung gekommen, mit anderen Worten an der Gerechtigkeit, an einem tieferen Sinn des Geschehens? Vielleicht ist es wertvoll, zu beobachten, wie Augustin diesen Zweifel in einer anscheinend ganz den Erfahrungen unsrer Gegenwart angepaßten Form vorträgt und ihn zu überwinden weiß: (die hier frei wiedergegebene Stelle findet man in der Auslegung von Psalm 61, cap. 22)

Du sagst: „Wenn Jemand einen unschuldigen Menschen erschlägt, handelt er da gerecht oder unrecht? Natürlich unrecht! Wie darf das aber Gott zulassen!" Sieh doch erst zu, daß du nichts schuldig bleibst gegenüber dem: Brich dem Hungrigen dein Brot usw. Denn darin besteht deine Gerechtigkeit; hat dir doch Gott befohlen: „Ihr sollt rein sein; lernet Gutes tun, schaffet Recht für Waisen und Witwen — und dann kommet, damit wir mit einander rechten." Du aber willst rechten, ehe du durch deine Taten dich würdig erwiesen hast zu rechten über das Recht Gottes, der jene Untaten zuläßt. Gottes Pläne dir zu deuten, o Mensch, vermag ich nicht; ich behaupte nur, daß so gewiß der Mensch unrecht gehandelt hat, der einen Unschuldigen erschlug, es doch nimmermehr geschehen würde, wenn es Gott nicht zuließe, und: mag der Mensch noch so zu Unrecht totgeschlagen haben, Gott nicht zu Unrecht den Totschlag zugelassen hat. In dem Einzelfall, der dich erschüttert, weil dir die Unschuld eines Erschlagenen vor Augen steht, mag der innere Zusammenhang verborgen bleiben. Ich könnte dir ja wohl rasch einwenden: der Mann wäre nicht erschlagen worden, wenn er wirklich unschuldig wäre. Das könnte ich dir einwenden; denn du wärst nicht im Stande, sein Herz, seine Taten, seine Gedanken so weit zu erforschen, daß du versichern dürftest: Er ist wider alle Gerechtigkeit erschlagen worden. Das könnte ich dir bequem vorhalten. Allein nun hältst du mir einen Gerechten, einen unbestritten Gerechten entgegen, einen Sündlosen, den Sünder umgebracht haben, den ein Sünder verraten hat, unsern Herrn Christus!

Ich nehme den Vorhalt an; an ihm stellst du das Problem, an ihm will ich es lösen. In seinem Fall nämlich kennen wir Gottes Plan, den wir ohne seine Offenbarung auch dort nicht kennen würden. Wenn du mit mir begreifst, warum das Gott zugelassen hat, daß dieser Unschuldige von Ungerechten erschlagen worden ist, wenn da Gottes Plan deinen Beifall hat — und wenn du gerecht sein willst, kann er dir ja nicht mißfallen — so wirst du glauben, daß in anderen Fällen Gott Aehnliches ebenso planvoll zuläßt, nur daß dir sein Plan verborgen bleibt. Wie viel Gutes hat Christi Leiden gewirkt! Und doch gäbe es dies Leiden eines Gerechten nicht, wenn nicht Ungerechte den Herrn getötet hätten. Werden wir deshalb den Segen seines Leidens den ungerechten Feinden Christi gut schreiben? Ganz gewiß nicht, sie haben gewollt, Gott hat zugelassen. Sie wären Schuldige, auch wenn es bei ihrem Wollen verblieben wäre; Gott hätte es nicht zugelassen, wenn die Zulassung nicht gerecht wäre. Ihr Wille war, ihn zu töten; nimm an, sie hätten es nicht ausführen können: sie wären trotzdem Ungerechte, des Totschlags Schuldige. Gott wenigstens zieht in Rechnung nur, was ein Mensch gewollt, nicht was er ausgeführt hat. Also würden sie, wenn sie ihren bösen Willen an Christus nicht hätten ausführen können, doch Ungerechte bleiben, dir aber käme dann Christi Todesleiden nicht zu Gute.

Mit anderen Worten: der Böse hat etwas gewollt, was ihm die Verdammnis eintragen muß, Gott hat es zugelassen, weil es dir Segen bringen sollte. Des Gottlosen Wille kommt auf die Rechnung von seiner Ungerechtigkeit; die Zulassung dieses Willens auf die Rechnung von Gottes Macht. Der Mensch hat ungerecht gewollt, Gott hat gerecht zugelassen. So ziehen wir nichts ab von der Schuld des Judas, der Verfolger Jesu, aller Gottlosen, und doch hat Gott seinen Sohn in den Tod gegeben, damit sein Plan erfüllt werde. Unterscheide nur an der rechten Stelle: zwischen dem, der böse will, und dem, der gut zuläßt. Verdammt sei der ungerechte Wille, ewiger Ruhm der gerechten Zulassung! Böses hat durch seine Hinrichtung auch Christus nicht erlitten, vielmehr nur eine Fülle von Gutem durch sein Leiden geschaffen. Darin zeigt sich Gottes ganze Größe, daß er, wie er das Gute, das du tust, dir selber geschenkt hat, so aus deinem Bösen Gutes schafft. Füge dich: wo Gott zuläßt, läßt er planvoll zu, und Alles richtet sich nach seinem Plan. Ungerechtigkeit gibt es bei ihm so wenig im Zweck, wie im Maß noch im Mittel. So brauchst du, um sicher zu gehn, bloß zu ihm zu gehören, auf ihn deine Hoffnung zu setzen, ihn deinen Helfer und deinen Heiland, deine Burg und deine Zuflucht sein zu lassen. Er mißbraucht seine Macht niemals zum Bösen."

Gewiß ist es „nur" ein Glaubensurteil, das der große Afrikaner hier uns vorlegt, und der Trost mit dem geheimnisvollen Ratschluß ewiger Gerechtigkeit wird in bitterem Leid nicht immer heilend wirken. Aber die Großartigkeit des Gedankens ist schwer zu überbieten, der die These: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" steigert zu einem: Wir wissen, daß Gott überhaupt nichts wirklich Schlechtes, Unheilvolles geschehen läßt. Das aber ist Augustins Meinung: Im wirklichen Geschehen gibt es keinen Triumph der Ungerechtigkeit; für alles ist Gott verantwortlich und mit allem führt er seine grandiosen Pläne herrlich hinaus. Die Sünde ist beschränkt auf das Wollen des Menschen. Des Menschen Tun kann subjektiv böse sein, weil Ausführung eines unsittlichen Willens, objektiv ist es immer nur ein Stück Erfüllung von Gottes Gedanken. — Daß es nicht bloß scheinbare, sondern bis ins Mark reichende Bekehrungen gibt, lernen wir aus der Erfahrung, daß solch einen radikalen Monismus und Optimismus der Weltanschauung ein Mann vertritt, der über ein Jahrzehnt Manichäer, also extremer Dualist gewesen war. Jetzt ist ihm das Böse Gott gegenüber zu einer Ohnmacht herabgesunken, die ihm nur noch verstattet, sich durch böse Absichten selber das Grab zu graben. In Paulinische Sprache übersetzt (vgl. Römer 3, 29 f.), lautet die Grundidee Augustins: Oder ist Gott nur der Guten Gott? Nicht auch der Bösen? Gewiß auch der Bösen, so wahr es der eine Gott ist, der Gutes schafft durch das gute Tun der Guten wie durch die bösen Taten der Bösen. Adolf Jülicher

Heldentum

In seinen Roman L'Adultera, der in den Jahren nach dem Kriege 70/71 spielt, läßt Theodor Fontane seinen „Helden" Ebenezer Rubehn sagen: „Es ist das Traurigste von der Welt, immer wieder eine Durchschnittsheldengeschichte von zweifelhaftem Wert und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu müssen." Die Hochflut der „Heldengeschichten", die aus dem Kriege mit heimgebracht wurden, war es wohl, die Rubehn, der selbst bei Chartres und Poupry mitgekämpft hatte und dafür das Eiserne Kreuz bekam, zu dieser Aeußerung einer etwas anmaßenden Bescheidenheit veranlaßte.

Darf dieser Ausspruch des Dichters — denn der Dichter spricht hier wie so oft durch den Mund seines Helden — darf dieser Ausspruch des Dichters auch in Hinblick auf „unseren" Krieg verallgemeinert werden? Nun zunächst wird Jeder, der mit unseren „Helden" zu tun hat, bestätigen, daß wohl zu keiner Zeit so viel stillschweigendes Heldentum gefunden wurde, wie in diesem Kriege. Sie sprechen nicht von ihren Taten, unsere Verwundeten. Und wenn sie von den furchtbaren Wundern des Krieges berichten, so ist etwas wie Ehrfurcht in ihnen vor dem Gewaltigen, eine Ehrfurcht, die sie zwingt, unpersönlich zu schildern und ihr eigenes Ich möglichst in den Hintergrund zu stellen.

Leider gibt es aber auch andere. „Helden", die jedem, der es hören will, die Geschichte erzählen, wie sie ihr eisernes Kreuz gewannen, Haltlose, die mit dem Furchtbaren prahlen, das an ihrer Seele vorüber gezogen ist. Noch sind diese „Helden" glücklicherweise in der Minderzahl. Aber der Krieg wird einmal zu Ende gehen. Das Gefühl, der Gefahr endgiltig entronnen zu sein, wird manchem die Zunge lösen, der jetzt noch das Gefühl hat, unmittelbar unter der Hand des Schicksales zu stehen. Und dann kommen wir vor die Frage: Ist es berechtigt, einen Zweifel an der Wirklichkeit des Kriegsheldentumes auszusprechen, wie es Fontane anscheinend mit Rubehns Bemerkung tut? Und auch jetzt wird mancher nach einem Maßstabe der Beurteilung verlangen. Besonders solche, die von dem Bestreben der modernen Psychologie angekränkelt sind, die persönliche Tat auf alle möglichen außerpersönlichen Faktoren zu reduzieren. Geht Fontane mit seinem Ausspruche wirklich den Weg mancher Psychologen, die das Große als ein potenziertes Kleines darstellen, von Analytikern, denen die Einheitlichkeit einer ungewöhnlichen seelischen Erscheinung bei der Zergliederung verloren geht? Hat auch diesen großen deutschen Dichter das Allzumenschliche, das auch den Größten anhaftet, so sehr gebannt, daß er nicht mehr dahinter sehen konnte?

Das alles entspricht Fontanes Art nicht, und wir werden gut tun, bei ihm selbst zu suchen, ob dieser skeptischen Aeußerung gegenüber sich nicht eine andere finden läßt, die das Heldentum in ganzer Größe gelten läßt. Wir finden sie in einem kurzen Gedicht, das uns den Helden in seiner unmittelbaren Herrlichkeit schildert.

Prinz Louis Ferdinand

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Abgott der Genossen,
Der Liebling schöner Fraun,
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen:
Prinz Louis Ferdinand!

Ein wundervolles Heldenbild steht vor uns. Ein Gemälde ist es, nicht ein Gedicht zu nennen. Wir sehen und unsere Augen glauben: Dieser muß ein Held sein. Auf psychologische Begründung verzichtet der Dichter, der sonst so gerne psychologisiert. Er weiß, wir sehen und glauben.

Für die, denen Erfahrung und Bericht überzeugende Bilder des Heldentumes vor Augen stellen, ist eine Psychologie des Heldentumes überflüssig.

Aber es gibt heute, wo ein ganzes Volk in Waffen steht, wo ungeschickte Gelehrte, halbe Kinder, Männer mit weichen Frauenseelen, Dichter mit unendlich überempfindlichen Organen des Körpers und der Seele, wirklichkeitsfremde Musiker, Grübler und Aestheten — wo alle diese ursprünglich nicht für Krieg und Heldentum angelegten Naturen in dem gleichen ungeheuren Kampfe stehen, zahlreiche Heldengestalten, die der Fontaneschen des Prinzen Louis Ferdinand nicht im geringsten ähnlich sehen. Es gibt Helden, die durchaus unkriegerisch erscheinen. Und vor allen gibt es Helden, deren Heldentum in keiner besonderen, der Auszeichnung würdigen Tat, sondern in einem inneren Vorgange besteht.

Allen diesen gegenüber scheint ein Maßstab des Heldentumes vonnöten, zumal da wir uns nur zu leicht verleiten lassen, den sinnfälligen Heldengestalten zuzujubeln und das wahre, stille Heldentum zu übersehen.

Und wie unendlich viel hängt für die Zukunft davon ab, daß wir das Heldentum unsrer Krieger richtig werten. Ist doch diese Wertung die geistige Quintessenz des furchtbaren Kriegserlebens. Hoffen wir doch, daß sich in ihr die Wiedergeburt unseres Volkes aussprechen wird, die wir von der ungeheuren Prüfung erwarten.

Eine Ueberlegung über das, was wir Heldentum nennen, wird uns vor allem gerecht machen. Leiden wir doch alle unter dem Heldenbegriff der Ehrentafeln und der Erzählungen: „Wie ich mein Eisernes Kreuz gewann." Sind wir doch alle viel zu sehr geneigt, auf die Tat zu sehen und nicht auf den inneren Vorgang, in dem allein das Heldentum liegen kann. Der übliche Heldenbegriff ist nur allzu homerisch: die Zahl der getöteten Feinde, die Größe der Bedrängnis, die Augenscheinlichkeit des Erfolges spielen eine viel zu große Rolle.

Ein richtiger Heldenbegriff vermag auch denen Trost zu bringen, die bei ihren Angehörigen die Merkmale des sinnfälligen Heldentumes vermissen. Wie viel würden wir darum geben, wenn wir dem Vater helfen können, der meint, sich seines Sohnes schämen zu müssen, weil er unter einem furchtbaren Erlebnis zusammengebrochen ist. Dem Vater, der mit einem Ausdruck der Beschämung auf den Sohn sieht, wie er zitternd und mit verstörtem Blicke am Tische des Elternhauses sitzt. Man hat ihn zurückgeschickt, weil er vorn nicht mehr zu brauchen ist. Freilich: er war verschüttet und rang acht fürchterliche Stunden mit dem Ersticken. Aber dies Jammerbild ist doch kein Held, kann doch nie ein Held gewesen sein. Wie viel werden wir darum geben, in einem solchen Falle dem Vater sagen zu können: Und er ist doch ein Held.

Wir müssen einen gerechten Maßstab finden. Einen Maßstab, der allein den inneren Vorgang als maßgebend anerkennt.

Wir wollen versuchen, die Durchschnittsheldengeschichte, der Fontanes bittere Bemerkung gilt, aufzulösen und aus ihren Bestandteilen den Begriff des wahren Helden herauszuschälen. Wir werden dabei freilich finden, daß der „Durchschnittsheld" in der Tat weit von wirklichem Heldentume entfernt ist. Und wir werden über das Wunder staunen, daß dieses Durchschnittsheldentum unter der Führung echten Heldentumes fähig ist, Heldentaten zu vollbringen, wie sie größer auch die Glanzzeit der Griechen nicht hervorgebracht hat.

2

Gehen wir in einen Unterstand, in dem frisch an die Front geschickte Truppen die Stunden vor dem ersten Angriffe zubringen. Ihre Gedanken werden vor uns laut, wir bespähen die kleinsten ihrer Handlungen und folgen ihrem späteren Verhalten, das wir zusammen mit dem, was innerlich in ihnen vorgeht, richtig zu beurteilen versuchen.

1. Ein blonder, frischer Mensch bastelt an seinem Tornisterriemen und pfeift ein Liedchen, in dem noch die freudige Erregung der Ausfahrt nachklingt. Dann bricht er plötzlich nachdenklich ab, und nun kommt es von seinen Lippen: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest uns zum frühen Tod! Nun hören wir seine Gedanken: Ach was! Es stirbt sich nicht so leicht! Ich und fallen? So ists mir wahrhaftig nicht zu Mute. Und überhaupt: die da drüben! Schießen vor lauter Angst immer viel zu hoch! Immer drauf wie Blücher! Der liebe Gott verläßt keinen braven Deutschen nicht! Und warum soll denn gerade ich fallen? Es sind doch noch genug Andere da! Ich habe doch auch nichts Besonderes ausgefressen, ich bin doch immer ein anständiger Kerl gewesen. Höchstens einen hübschen Armschuß gibts. Den Arm in der Binde und daheim auf der Hauptstraße! — Freilich der Wehrle ist auch gefallen, und besser konnte man nicht gut sein wie der, frommer schon gar nicht! Ach was! Wenn man überhaupt über sowas nachdenkt. —

Seine unbekümmerte Natur sieht im Optimismus der Unerfahrenheit die Gefahr nicht. Außerdem macht er die stillschweigende Voraussetzung, daß für ihn die Gefahr nicht im gleichen Maße vorhanden ist wie für Andere. Hierbei wird ihm geholfen durch das Fehlen jeglichen Denkzwanges. Unbequeme Probleme werden einfach abgelehnt. Dazu kommt positiv: sein natürlicher Vorwärtstrieb und starke natürliche Lebenswünsche, deren lebendige Phantasiebilder Schreckensvorstellungen verdrängen. Auch hat er beneidenswert gute Nerven.

Beim Angriffe wenige Stunden danach war er einer der Ersten, die aus dem Graben hervorbrachen. In der feindlichen Stellung bekommt er beim Nahkampfe eine große, aber ungefährliche Wunde durch Bajonettstich in den Unterschenkel. Auf dem Verbandplatze im Feld- und Kriegslazarett erträgt er seine Wunde mit einem etwas lärmenden Humor. Infolge seines „netten Wesens" gehört er zu den Wenigen, die mit dem Lazarettzuge in die Heimat kommen. Vier Wochen danach ist er auf der

Hauptstraße eine bekannte Erscheinung. Er hinkt wundervoll, hat die Tapferkeitsmedaille, lehnt im Kreise junger Damen mit großartiger Geste den Vorwurf des Heldentumes ab, hat sehr lange Schmerzen in der Narbe, bleibt acht Wochen in der Schonungsabteilung der Genesungskompanie, und erst eine sehr energisch verlaufene Unterhaltung mit dem Regimentsarzte bringt ihn wieder an die Front. Dort kann er keine größeren Anstrengungen ertragen und landet nach einigen Tagen bei der Feldküche, der er als zweiter Koch zugeteilt wird.

Schlußurteil: Er wird zu denen gehören, die nach dem Kriege mit zahlreichen Durchschnittsheldengeschichten aufwarten.

2. Er sitzt in einer Ecke des Unterstandes und schreibt, den Tornister auf den Knieen, an seine Mutter. Sein Brief lautet: Um fünf Uhr sollen wir angreifen. Ich habe ziemliches Herzklopfen. Unser letzter Angriff, wofür wir zum Ersatz kommen, wurde abgeschlagen. Die Kompanie hat dabei 60 Mann verloren, 45 waren gleich tot. Und weißt Du, wieviele noch seit Anfang da sind? 10 Mann von 250! Aber habe keine Angst um mich. Deinen einzigen Sohn wird Dir der liebe Gott nicht nehmen. Ich vertraue auf ihn. Und mit dem Herzklopfen werde ich schon fertig werden. Ich weiß, was ich meinem Mütterchen schuldig bin. Und dem Vaterland. Und wenn sie nachher alle vorgehen, dann wird es auch mich schon packen. —

Ein einfacher, natürlicher Mensch, der lebhafte Angst empfindet, denn er kennt die Größe der Gefahr. Aber auch er glaubt der Gefahr nicht gleichermaßen unterworfen zu sein. Um der Mutter willen, der Gott nicht ihren einzigen Sohn nehmen wird. Er hat Angst vor der Angst. Er ist in lebhafter Sorge, er könnte feige werden. Er überwindet diese Furcht, denn er ist überzeugt, daß ihn die Anderen mitreißen werden. Auch glaubt er, daß er um der Mutter willen seine Pflicht wird tun können. Beiläufig auch für das Vaterland.

Angst überwunden durch Liebe.

Er ist unter den Letzten, die den Graben verlassen. Wird dann, zwar mit verzerrtem Gesicht, mit fortgerissen, kämpft fast automatisch und kommt erst zu sich, als er im feindlichen Graben sein Bajonett aus dem Leibe eines Turkos zieht, den er erstach. Mit Entsetzen und Schwindel wird ihm klar, was er getan hat. Wie betäubt läßt er dann das Krachen des Artillerie-Gegenangriffes über sich ergehen. Aehnlich ist es bei späteren Angriffen. Für Miteroberung eines feindlichen Geschützes erhält er zwei Monate später das Eiserne Kreuz. Er fällt im vierten Monate seines Feldzuges, als er seinen schwerverwundeten Hauptmann, an dem er mit bedingungsloser Verehrung hängt, zurückbringen will. —

So sympathisch die ganze Erscheinung ist, es ist doch nur ein Fall von Durchschnittsheldentum. Einen Zug echten Heldentums enthält dieser Charakter: die Ueberwindung der Angst durch die Liebe. Zum vollen Heldentum fehlt ihm: die Ueberzeugung, der Gefahr ebenso unterworfen zu sein, wie jeder Andere, und die bedingungslose Opferbereitschaft.

3. Er sitzt in einem dunklen Winkel des Unterstandes und drückt in stummem Gebet eine Marienmünze an die Lippen. Er erhielt sie von seiner Braut als Talisman, der ihn vor jeder Gefahr schützen wird, wie er einst den Vater der Geliebten auf wunderbare Weise bewahrte.

Bei diesem und jedem anderen Angriffe ist er einer der Ersten und fast tollkühn tapfer. Erhält sehr bald das Eiserne Kreuz und die Tapferkeitsmedaille. Er ist unermüdlich; stets von einer eigenen, stillen Heiterkeit erfüllt. Acht Wochen später bekommt er einen schweren Schuß, wird dienstunfähig und erhält nach der Genesung in seinem Heimatdorfe eine Meßnerstelle. Versuche, ihn als Helden zu feiern, wehrt er mit einem wissenden Lächeln ab.

Auch dies ein Fall von Durchschnittsheldentum, denn für seinen Glauben gibt es keine Gefahr. Der wundertätige Talisman bewahrt ihn vor Not und Tod. Sympathisch und menschlich wertvoll ist die Kraft, nicht der Inhalt seines Glaubens, welch letzterer als nur egoistisch interessiert auf tiefer Stufe steht.

Aus den drei angeführten Beispielen wird ersichtlich, was der Mehrzahl der Durchschnittshelden an wahrem Heldentume fehlt: die bedingungslose Opferbereitschaft. Soweit sie die Größe der Gefahr erkennen, glauben sie doch ihr nicht gleicherweise unterworfen zu sein, wie die Anderen. Dieser Glaube, ausgenommen zu sein, findet sich in tausendfacher Abwandlung. Er läßt sich in zwei Wertstufen gliedern, jenachdem ob er sich auf egoistische oder altruistische Motive gründet. Die meisten der egoistischen Motive sind abergläubischer Natur: ein geweihtes Bild, eine wundertätige Medaille, ein Wort des Pfarrers, ein Brief der Geliebten, ein sonderbares Kruzifix, ein glücklicher Tag des Ausmarsches, ein sichtbares Behütetwerden vor der Gefahr. Ringsum wütet der Tod, und nur um die eine geweihte Person geht er in weitem Bogen herum. Ein rätselhaftes Fluidum lenkt Geschosse und Splitter ab. Es sei in diesem Zusammenhange an die Aussage des einen Zeugen in dem kürzlich verhandelten Christian science-Prozeß erinnert. Dieser Zeuge war der Ansicht, daß ein Gläubiger der „christlichen Wissenschaft" vor jeder Gefahr geschützt sei, wenn er nur die Kraft des Glaubens besitzt, sie als nicht wirklich zu denken. Oft ist für den Glauben, ausgenommen zu sein, ein denkbarer Grund überhaupt nicht vorhanden, sondern nur ein Gefühl, das allerdings die Form einer Ueberzeugung annehmen kann: Ich weiß, daß ich wieder heimkehren werde. Das genügt. Diese feste Ueberzeugung gibt Ruhe und Mut, auch in der schwersten Gefahr. Es kann hier nicht festgestellt werden, wie weit eine solche Ueberzeugung auf einer Ahnung beruht, auf einem hellseherischen Blick in die Zukunft, die ja manchem Sterblichen einen Teil ihres Schleiers öffnet.

Ueber den inneren Wert dieses egoistischen Ausnahme-Glaubens kann wohl kein Zweifel sein. Soldaten und Offiziere, die etwa nur deshalb Mut in allen Gefahren zeigen sollten, sind weit von jedem Heldentum entfernt. Ja es liegt eine tiefe Unmoral darin verborgen, deren sich die Meisten allerdings nicht bewußt werden. Wird doch das Opfer des Kameraden für ebenso selbstverständlich hingenommen, wie der eigene Opfertod selbstverständlich ausgenommen scheint.

Sehr verbreitet ist auch hier der Glaube, besonders behütet zu sein „wenn man sich mit dem lieben Gott gut steht". Wenn man seine moralischen und religiösen Pflichten erfüllte, so wird Gott Partei ergreifen, wie man selbst Partei ergriff für ihn. Ich hörte selbst eine Feldpredigt, in der gesagt wurde: „Jetzt wird es auch dem Ungläubigen offenbar, daß man sich mit Gott gut stellen muß, denn in seiner Hand liegt die Entscheidung über Leben und Tod." Diese moralische und religiöse Lebensversicherung ist weit verbreitet. Und man begegnet sehr erstaunten Augen, wenn man auf die tiefe Unmoral solcher Ansichten hinweist. Daß einem solchen Glauben jeder christliche Kern fehlt, beweist zur Genüge die Erzählung vom Turm zu Siloah. Während das Christentum verlangt: Opfere dich auch für den geringsten deiner Brüder! macht dieser falsche Glaube einen Kontrakt auf Leistung und Gegenleistung, gerade um dem Opfer zu entgehen.

Weniger schroff tritt dieser unmoralische Zug bei der zweiten Gruppe von Motiven des Ausnahmeglaubens hervor. Hier sind es nicht mehr egoistische Gedanken, die dem Opfer ausweichen wollen, sondern altruistische. „Gott wird meiner Mutter nicht ihren einzigen Sohn nehmen." „Er wird es nicht zulassen, daß die große Familie ihres einzigen Ernährers beraubt wird." „Er kann ja bestimmen, wer fallen soll, also wird er die heraussuchen, mit denen am wenigsten verloren geht." „Ich selbst würde ja gern mein Leben hingeben, aber was wird aus dem großen Lebenswerke, das ich begonnen und das kein Anderer fortführen kann?" „Ich fülle einen notwendigen Platz in der Menschheit aus, falle ich, wer soll mich ersetzen?"

Solche Menschen sind zu jedem persönlichen Opfer bereit. Aber ihre Liebe, ihre Vaterpflicht, ihre Lebensaufgabe sträubt sich gegen die Vernichtung, die mit dem persönlichen Ende über andere Menschen und Werte hereinbricht. Weil sie sich eine derartig sinnlose Vernichtung ihres Heiligsten nicht denken können, deshalb glauben sie an einen „gerechten Gott", der ihr Opfer

nicht zulassen wird. Er kann doch genug Andere finden, die nicht gleich viel opfern mit ihrem Tode.

Es wird nur Wenige geben, die sich nicht in Todesnähe an solche Gedanken geklammert haben. Einerlei ob ihre Vernunft ihnen sagt, daß eine Auslese nach solchen Grundsätzen eben nicht stattfindet. „Ach, der Krieg verschlingt die Besten" „Patroklos wird begraben, und Thersites kehrt zurück." Es sind nicht Viele, die sich zu dem Gedanken durchringen, daß das Opfer für ein Ideal garnicht groß genug sein kann, nur sehr Wenige, die die Tatsache erkennen, daß jede Zukunft ihren Wert durch die Opfer erhält, die für sie gebracht wurden, ihren Glanz durch den Strom der Tränen, der für sie floß.

Alle, die nicht zum bedingungslosen Opfer bereit sind, sind keine wahren Helden.

Wir kommen jetzt dem Verständnis des Heldentumes näher. *Das Heldentum liegt im Opfer. In der Größe des Opfers, in seiner Bewußtheit und in seiner Bedingungslosigkeit. Vor allem in seiner persönlichen Uninteressiertheit.*

3

Was verstehen wir unter Opfer? Man könnte den Begriff definieren als die Hingabe eines Wertes für einen anderen, höheren. Ursprünglich ist das Opfer von Kauf oder Tausch kaum verschieden. Naturvölker opfern ihren Göttern Tiere oder Soma, um ihre Geneigtheit zu erwerben und einen Wunsch erfüllt zu sehen. Diese Verwandtschaft mit dem Kauf oder Tausch zeigt sich noch in dem Falle, wo ein Mann sein Vermögen opfert, um seine Ehre zu retten. Ein Wert wird gegen den anderen getauscht. Es können materielle gegen materielle Güter geopfert werden, z. B. Geld gegen Gesundheit. Materielle gegen ideelle: Reichtum gegen Macht. Ideelle gegen ideelle: Macht gegen Liebe.

Diese Art Opfer kommt im Kriege anscheinend nicht in Betracht. Denn das Kriegsopfer besteht ja gerade in der Hingabe des Subjekts, ohne das die Objekte wertlos sind, der Person, die allein ein Interesse an dem Tausch haben könnte. Die Person, die sich zum Opfer bringt, ist nicht in der Lage, einen Vorteil, einen Gegenwert des Opfers einzutauschen. Das ist aber nur scheinbar der Fall. Denn *einerlei, ob wir zugestandenermaßen an eine persönliche Unsterblichkeit glauben oder nicht, wir handeln fast alle so, als ob wir davon fest überzeugt wären.* Die Unsterblichkeit, die Fortdauer des persönlichen Lebens, ist in der Tat ein Postulat unsrer praktischen Vernunft. Weil wir praktisch unbewußt so handeln, als ob es eine persönliche Unsterblichkeit gäbe. Es wäre daher falsch, wenn man aus der Bereitschaft, das Leben hinzugeben, auf eine Uninteressiertheit des Opfers schließen wollte. Das Opfer ist freilich nicht mehr im groben Sinne interessiert, aber die seelische Interessiertheit bleibt bestehen. Auch bei dieser Frage läßt sich eine egoistische und eine altruistische Interessiertheit unterscheiden.

Beide Gruppen haben wie alles Seelische fließende Grenzen. Egoismus und Altruismus wirren sich in der Komplexität des seelischen Geschehens untrennbar durcheinander. Scheiden lassen sich beide Gruppen nur nach dem Vorherrschen des einen oder des anderen der beiden Motive.

Fanden wir die Beispiele unechten Heldentumes, das seinen Mut auf den Glauben, ausgenommen zu sein, stützt, mehr in der undifferenzierten Masse, bei den Kleinen und Unmündigen des Geistes, deren Moral noch auf der tiefen Stufe von Lohn und Strafe steht, so finden wir diese höhere Stufe erreicht von feiner organisierten, tiefer gebildeten Menschen, von Menschen, die einer gewissen, wenn auch noch interessierten Idealität fähig sind. Einen Uebergang bilden jene, deren Tapferkeit einen himmlischen Lohn erstrebt: „Der tapfere Soldat kommt in den Himmel" „Wer auf dem Schlachtfelde sein Leben hingibt, dem bleibt das Fegefeuer erspart". In dieser Gruppe haben wir eine ideale, naiv egoistisch orientierte Interessiertheit, die ihre Rechnung von Lohn und Strafe über den Tod hinweg weiterführt. Alle Uebergangsstufen vom naivsten Lohngedanken bis zu der echten religiösen Sehnsucht, zu Gott einzugehen, finden sich hier. Jene letzte reinste Himmelssehnsucht, die in den Besten und den Ungläubigsten schimmert, sie steht weit über dem Vorteilsgedanken, sie glüht auch in dem, der ganz naiv seinen Lohn im Himmel sucht. Wir würden darum Unrecht tun, wollten wir einem Menschen den Heldentitel weigern, weil er an eine letzte Heimstätte der religiösen Sehnsucht glaubt. Nur wo der Lohngedanke offensichtlich im Vordergrunde steht, müssen wir der tapfersten Tat gegenüber betonen, daß Heldentum doch etwas Höheres ist.

Weniger deutlich tritt der Gedanke des persönlichen Fortlebens in dem Motiv: „Lieber tot, als ehrlos!" zu Tage. Hier ist die persönliche Ehre das Treibende. Ihr wird das Leben zum Opfer gebracht. Soweit der Ehrbegriff als solcher dadurch gestützt werden soll, ist es eine uninteressierte ideale Tat und des Heldentitels würdig. Meist jedoch wird die persönliche Ehre gewissermaßen fortexistierend gedacht, auch wenn die Person, der Träger der Ehre, fiel. Vielen ist es ein starkes Motiv, daß man nach ihrem Tode sagen wird: „Sie fielen als Helden". Sie genießen das Bewußtsein der Heldenehre voraus, und somit charakterisiert sich das Motiv als egoistisch interessiert. Ein ritterliches Motiv ist es und ein ehrenvolles, dies Streben nach persönlichem Heldentum und persönlicher Heldenehre. *Und doch ist seltsamerweise gerade das bewußte Streben nach Heldentum nicht heldenhaft, es sei denn, es strebe nur nach der Idee des Heldentumes, um ihr, nicht sich zu Glanz und Größe zu verhelfen.*

Auf höherer Stufe steht das Streben nach Heldentum, wenn es nicht für den Ruhm der eigenen Person, sondern für eine Liebe erkämpft wird. Wenn es dem Tapferen nicht darum zu tun ist, sich das Heldenkreuz zu erwerben, wenn er das Opfer des eigenen Lebens nicht für die eigene Ehre, sondern für die Ehre seiner Lieben, seines Vaterlandes bringt. Das war ein prächtiger Junge, der seiner Mutter, seiner einsamen alten Mutter sagen ließ: „Ich habe keine Gefahr gefürchtet, weil ich immer wollte, daß Du stolz auf mich sein könntest". Dieses Opfer war frei von egoistischem Interesse. Er starb im Vorhofe des Heldentempels, jener Jüngling. Tausende starben gleich ihm für die Ehre der Lieben, der Kameraden und des Vaterlandes. Warmherzige, große Menschen sind es, diese Getreuen der Liebe. Ihre Schar ist der nächste Kreis um die wenigen wirklichen Helden, die ihre geistigen Führer sind. Da greift ein Winkelried in die Speere, die sich nach den Kameraden ausstrecken und vereinigt sie in seiner Brust. Vier oder fünf Feinde sind wehrlos geworden und auf sie stürzen sich die Geretteten: Der Freiheit eine Bresche! Das war sein Motiv. Ferne von jeder persönlichen Interessiertheit. *Er starb, um Größerem das Leben zu geben.*

Dies schaffende, persönlich uninteressierte Opfer ist der Kern jeden wahren Heldentumes. In ihm ist die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung erreicht: die ideale Objektivität. Er selbst und seine Person spielt bei der ganzen Tat gar keine Rolle mehr. Einem letzten Menschheitswerte bringt er sich zum Opfer. Nicht damit die Nächsten und sein Volk stolz sein können auf seine Heldentat, sondern damit sie die Freiheit finden durch seinen Tod.

Auch das höchste Heldenopfer hat ein Interesse, aber kein persönliches mehr, auch kein persönlich altruistisches, sondern ein ideal objektives:

Leben für Freiheit,
Leben für Wahrheit,
Leben für Gerechtigkeit.

Den wahren Helden kümmert es nicht, ob man seinem Andenken ein Denkmal setzt oder nicht, ob die Seinen das Heldenhafte seines Opfers zu würdigen wissen, ob sie es mit Dank oder Undank lohnen, ob das Unsterbliche eingeht zu Himmel oder Hölle — das alles fragt er nicht, wenn nur aus seinem Grabe die Freiheit wächst und die Gerechtigkeit.

Das ist Heldentum, letztes Heldentum, Führerheldentum! Es ist zu verstehen, daß einem Menschen wie Fontane das Durchschnittsheldentum ein wenig verächtlich geworden ist, wenn es gar so laut daherkommt.

Darüber sollen wir jedoch nicht vergessen, daß unsere „Helden“ draußen, einerlei ob sie nach dem ganzen Aufbau ihres Inneren wirkliche Helden sind oder nicht, dennoch Heldenhaftes leisten. Ihre Tat ist objektiv — nicht als Gegenstand der Erzählung oder gar des Selbstlobes — noch immer etwas Ungeheures. Was jetzt in den Sommekämpfen geschieht, das ist in seiner ungeheuren Größe der Anbetung wert. Mir persönlich verblassen dagegen die Märtyrergeschichten ganz. Denn gerade in ihnen liegt oft ein peinliches Moment der Interessiertheit.

Jeder, der einmal bei der kämpfenden Truppe gewesen ist, wird Beispiele echten Heldentumes kennen gelernt haben. Vor allen findet man auch in unseren Lazaretten manchen wirklichen Helden. Wir wollen nicht im Einzelnen von ihnen erzählen. Das ist Sache des nachschaffenden Künstlers. Das Bild des Heldentumes kann man nur malen, nicht in trockener Schilderung darstellen.

Nur einem Heldenbilde soll hier ein Denkmal gesetzt werden. Dem Hauptmann eines Infanterieregimentes. Er wurde im Winter 14 zum ersten Male verwundet, zwei Monate später zum zweiten Male. Als er von der Verwundung genesen wieder an die Front zurückgekommen war, sagte er zu den Kameraden: „Ich weiß bestimmt, daß ich am 10. fallen werde.“ Man suchte es ihm auszureden, aber die tödlich ernste Miene des früher lebenslustigen, fröhlichen Menschen spottete aller dieser Versuche. Mit dieser Gewißheit des nahen Todes im Herzen hat er noch vier Wochen mitgekämpft. Und Stunde für Stunde rückte der Tag näher, den er hellsehend geschaut hatte. Furchtbar ernst, aber unerschüttert ging er ihm entgegen. Sein Todestag fand ihn als Freiwilligen an einer gefährdeten Stelle, an der er formal genommen nichts zu tun hatte. Aber er wußte, daß die Leute dort Hilfe brauchten.

Dort traf ihn die tödliche Kugel, und an dem Tage, den er vorausgesehen hatte.

Das ist ein in voller Bewußtheit gebrachtes, freies Opfer. Er fand den höchsten Mut, nicht weil er meinte, daß die Gefahr für ihn nicht im gleichen Maße vorhanden sei wie für Andere, sondern weil er zu bedingungslosem Opfer bereit war.

Wo diese bedingungslose, uninteressierte Opferbereitschaft vorhanden ist, dort ist Heldentum, auch wenn keine besondere Tat es auffällig sichtbar macht.

Und jener Unglückliche, der seelisch vollkommen zusammengebrochen scheu und zitternd am Tische des Elternhauses sitzt, weil seine Lebenskraft unter dem furchtbaren Ringen mit dem Ersticken zerbrach, er ist dennoch ein Held, wenn er in der Stunde, als ihn das Furchtbare traf, zu bedingungslosem Opfer bereit war. Sein jetziger Zustand ist eine körperliche Krankheit, ist eine Verwundung und hat mit der Frage, ob er sich wacker und tapfer, ja heldenhaft gehalten, nichts zu tun.

Darauf sei noch kurz hingewiesen, und dazu hat der Verfasser als Arzt wohl ein besonderes Recht: Es kommt bei der Beurteilung einer Tat sehr auf den Zustand des Körpers an, dessen sich die Seele zu bedienen hat. Manche Heldengesinnung wird nicht zur Heldentat, weil der Körper versagt, der sie auszuführen hätte, und manch einer unsere Tapfersten wird nicht an seinem Körper verwundet, sondern an seinem Nervenorgan, das mit Geist und Seele nichts zu tun hat. Ich sah der Tapfersten einen, der unerschüttert in der schwersten Gefahr ausgehalten hatte, hilflos zusammenbrechen, als er das Entsetzliche mit ansehen mußte, das eine einzige Granate unter seinen Leuten angerichtet hatte. Seine fein empfindende Seele wurde durch den Anblick so schwer verwundet, daß die Nerven ihm von dem Tage an den Dienst versagten. Er ist in der Front nicht mehr zu brauchen. Aber seiner ganzen Gesinnung nach war und ist er ein Held. Das hilflose Zittern, das ihn jetzt bei jeder Erregung befällt, die furchtbare innere Qual bei dem bloßen Gedanken an Krieg und Schlachtenlärm — das hat nichts mit der Frage zu tun, ob er ein Held ist oder war; es ist seine Wunde, die er ebenso in Ehren tragen darf, wie ein Anderer eine augenscheinliche Kriegsverletzung. Sehr häufig ist die Frage schwer zu entscheiden, ob der seelische Zusammenbruch eines Kämpfers als Verwundung aufzufassen ist, oder als Versagen infolge Fehlens der letzten Bereitschaft. Nur die allerintimste Kenntnis eines Menschen kann diese Frage entscheiden.

Wo diese Kenntnis nicht vorliegt, da werden wir die Pflicht erkennen, uns des Urteils zu enthalten. Jetzt, nach der unerhört langen Dauer des Krieges, ist die Zahl derer, die seelisch schwer verwundet wurden, größer, als man zuweilen denken könnte. Es ist die Pflicht unserer Dankbarkeit gegen unsere Helden, daß wir auch solche Wunden ehren.

Armin Steinart

Ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus

Am 30. Mai dieses Jahres waren es 25 Jahre, daß die Deutsche Bauzeitung in ihrem Jahrgang 25 (1891) Nr. 43 in einem mit — F. — unterzeichneten, also von Fritsch, dem Herausgeber, verfaßten Aufsatze unter dem Titel: „Dritte evangelische Kirche für Wiesbaden. Architekt Johannes Otzen in Berlin“ Bericht erstattete über den Entwurf einer neuen Kirche, der in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus eine besondere Bedeutung zukommt.

Wir begegnen überraschend treffsicheren Ansätzen in der Schaffung und Gestaltung eines spezifisch protestantischen Kirchengebäudes schon im sechzehnten Jahrhundert. So in der im Jahre 1560 geweihten Schloßkapelle zu Stuttgart als der Stammmutter einer selbständigen protestantischen Kirchenbaukunst und in der 1590 geweihten Schloßkapelle von Schmalkalden mit ihrer erstmaligen und dann so vielfach wiederholten, im achtzehnten Jahrhundert fast regelmäßig angewendeten axialen Stellung von Orgel, Kanzel und Altar. Diese Ansätze erscheinen im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zur vollen Reife gediehen in der 1615—1618 erbauten Stadtkirche zu Nidda in Oberhessen.[1]) Der dreißigjährige Krieg konnte wohl eine Unterbrechung in der Entfaltung des protestantischen Kirchenbaues herbeiführen, aber die neuen Meister, die darnach, zunächst mit beschränktesten, alsbald wieder mit reicheren Mitteln an die Planung und Errichtung neuer evangelischen Kirchen sich begaben, wiewohl eine ganze Generation hindurch das Feld des evangelischen Kirchenbaues brach gelegen, nicht hindern, daß auch sie mit scharfem Blick und mit echtem Empfinden für das Wesen des protestantischen Kirchenbaues im Unterschiede zu dem katholischen die ihnen gestellten Aufgaben lösten. Es ist eine bekannte und heutzutage allgemein zugegebene Tatsache, wie dann auf der Grundlage des noch im siebzehnten Jahrhundert Erarbeiteten und Gewollten im achtzehnten Jahrhundert die Früchte reiften, so, daß das achtzehnte Jahrhundert die eigentlich klassische Zeit des protestantischen Kirchenbaues geworden und gewesen ist.

Dem gegenüber brachte das neunzehnte Jahrhundert einen Abfall von der errungenen Höhe, einen Rückfall in vorreformatorische Art. Statt wie bisher in erster Linie danach zu fragen, was Zweck und Wesen für die Anlage des protestantischen Kirchenbaues fordern, legte man, durchaus befangen in romantischer Gesinnung und mittelalterlicher Schwärmerei, alles und jegliches Gewicht auf die Frage des „Stiles“ und auf den formalen Zusammenhang mit dem mittelalterlichen, speziell dem gotischen Kirchengebäude. Der schließliche Sieg des Engländers Scott bei der Konkurrenz um die Hamburger Nicolai-Kirche (1844) bedeutete den Sieg der Gotik auf der ganzen Linie, so sehr jener Bau auch allen Anforderungen an eine evangelische Predigtkirche widersprach und widerspricht.

Das Schlimmste war nun freilich, daß das Eisenacher, d. h. das von der Kirchenkonferenz in Eisenach beschlossene und von den deutschen Kirchenregierungen fast durchweg eingeführte „Regulativ für den evangelischen Kirchenbau“ 1861 zur Norm machte, was an sich doch nur Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung und Strömung war, mit der Festsetzung, daß die Würde des christlichen Kirchenbaues Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile fordere und in der Grundform des lateinischen Kreuzes „neben der altchristlichen Basilika und der romanischen Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gothischen) Stil“ empfehle. Wurde

1) Vgl. (K. E. O. Fritsch,) Der Kirchenbau des Protestantismus, 1893, S. 36 ff., S. 45.

in der Grundrißgestaltung der Zentralbau höchstens als Oktogon zugelassen, so war die Formensprache der Renaissance, des Barock, des Klassizismus oder der eigenen Gegenwart, sofern eine solche sich hätte zeigen wollen, als unkirchlich, ja unchristlich schlechthin verpönt.

Die Architekten waren es, die je länger je mehr die Fessel drückte, die damit ihrem freien Schaffen angelegt war. Sie tatsächlich gesprengt und überwunden hat der Bau der dritten evangelischen Kirche für Wiesbaden, die den Namen Reformationskirche empfing. Der Mann aber, dem diese Tat in erster Linie zu danken ist, ist nicht der Baumeister Otzen, sondern ein Pfarrer, der damals die Grundgedanken für den Bau gab und der noch heute in Wiesbaden im Amte steht: Pfarrer E. Veesenmeyer. Auf ihn geht zurück das Bauprogramm, das als „das Wiesbadener Programm" vom Jahre 1891 in die Geschichte übergegangen ist und als solches, losgelöst aus seiner individuellen Veranlassung, weiterlebt. Was es will, besagt am besten sein eigener Wortlaut, in dem es Fritsch in dem eingangs genannten Aufsatze veröffentlichte, mit folgenden vier Forderungen:

1. Die Kirche soll im allgemeinen das Gepräge eines Versammlungshauses der feiernden Gemeinde, nicht dasjenige eines Gotteshauses im katholischen Sinne an sich tragen.

2. Der Einheit der Gemeinde und dem Grundsatze des allgemeinen Priestertums soll durch die Einheitlichkeit des Raums Ausdruck gegeben werden. Eine Teilung des letzteren in mehre [sic] Schiffe sowie eine Scheidung zwischen Schiff und Chor darf nicht stattfinden.

3. Die Feier des Abendmahls soll sich nicht in einem abgesonderten Raume, sondern inmitten der Gemeinde vollziehen. Der mit einem Umgang zu versehende Altar muß daher, wenigstens symbolisch, eine entsprechende Stellung erhalten. Alle Sehlinien sollen auf denselben hinleiten.

4. Die Kanzel, als derjenige Ort, an welchem Christus als geistige Speise der Gemeinde dargeboten wird, ist mindestens als dem Altar gleichwertig zu behandeln. Sie soll ihre Stelle hinter dem letzteren erhalten und mit der im Angesicht der Gemeinde anzuordnenden Orgel- und Sängerbühne organisch verbunden werden.

Die echt evangelischen Grundgedanken, die das Programm tragen und in denen ein reformierter Einschlag nicht zu verkennen ist, hat Veesenmeyer selber nebst den daraus sich ergebenden Konsequenzen mit erfrischender Klarheit und Schärfe in seinem Aufsatze „Die Reformations-Kirche in Wiesbaden, eine Reform im protestantischen Kirchenbau" (Protestantische Kirchenzeitung 1891, Nr. 24) ausgesprochen und dargelegt; er ist die authentische Erläuterung des Wiesbadener Programms. Das A und O aller Erwägungen aber war die Bedingung an den Architekten, daß in dem beabsichtigten Neubau jeder Anklang an die übliche Anordnung der katholischen Kirche zu vermeiden sei.

Wenn Fritsch glaubte, die Annahme nicht zu kühn finden zu dürfen, „daß diese neue Wiesbadener Kirche in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues dereinst ebenso als Ausgangspunkt für eine Rückkehr zu den alten, gesunden Bahnen wird angesehen werden, wie wir heute die Hamburger Nicolai-Kirche Scott's als Ausgangspunkt für die noch heute herrschenden, sich in blinder Nachahmung des mittelalterlichen katholischen Kirchenideals gefallenden Anschauungen des letzten halben Jahrhunderts ansehen", und wenn Veesenmeyer es dahingestellt sein ließ, „ob dieser Kirchenbau wirklich für die zukünftige Entwicklung des evangelisch-protestantischen Kirchenbaustils eine Bedeutung gewinnen wird", so können wir jetzt sagen, daß jene mutige Prophezeiung und diese gelassene Hoffnung in Erfüllung gegangen ist. Die Wiesbadener Ringkirche — nur unter diesem der Ortslage entnommenen Namen ist die Reformationskirche in Wiesbaden bekannt — und das Wiesbadener Programm haben im Verlaufe der fünfundzwanzig Jahre ihres Daseins eine stattliche Zahl von Neubauten in Stadt und Land maßgebend bestimmt. Kirchen in Elberfeld und Malstatt-Burbach, in Karlsruhe und Magdeburg, in Krefeld und Kaiserslautern, in Bremen und Wiesbaden, in Osnabrück und Longeville, in Bochum und Mannheim usw. usw. sind ihnen gefolgt.

An Gegnerschaft hat es dem Wiesbadener Programm zwar, wie allem Neuen, von Anfang an nicht gefehlt und sie hat bis zur Gegenwart ihren starken Rückhalt da, wo man die Abkehr von der überlieferten Bauform nicht verwinden kann. Aber noch mehr ist es von Anfang an wie eine Befreiung empfunden und begrüßt worden, und es hat in der Tat den Bann gebrochen, der fünf Jahrzehnte hindurch den protestantischen Kirchenbau, man kann bei aller Anerkennung des mannigfachen Guten, das diese Nachahmung der mittelalterlichen Bauwerke und Bauweise gehabt, doch nur sagen: auf einem toten Geleise festgehalten hat. So bedeutet das Wiesbadener Programm einen Markstein und einen Wendepunkt in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues, also auch in seiner Weise einen Markstein innerhalb der Geschichte des Protestantismus.

Die fünfundzwanzig Jahre seines Bestehens sind ihm zum Ruhme geworden. Was an der Mutterkirche verfehlt ist, betrifft den Außenbau und kommt nicht zu Lasten des Programms oder seines Urhebers, sondern ist die Schuld des Architekten, der die (Ost-) Wand hinter Orgel, Kanzel und Altar als Hauptfassade gestaltete und die eigentliche Eingangsseite im Westen als solche unbetont ließ. Die von dem Programm vorgeschlagene Gestaltung des Innenraumes hat sich von der ersten bis zur letzten der nach ihm errichteten Anlagen, die über alle Teile Deutschlands zerstreut sind, aufs vortrefflichste bewährt. Dabei hat sich zugleich ergeben, daß das Wiesbadener Programm nicht nur nicht, wie man gelegentlich meinte befürchten zu müssen, zur Schablonisierung geführt hat, sondern Keime einer Entwickelung und Entfaltungsmöglichkeiten in sich schließt, die dem Künstler willkommene Freiheit lassen und dem Programm selbst eine neue Zukunft verheißen.

Georg Stuhlfauth

Verschiedenes

Zwei Religionen. D. Theodor Kaftan gibt in Nr. 49 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung einen „Rückblick auf die Diskussion der zwei Religionen". Viel Fruchtbares kann er dieser Diskussion nicht nachrühmen. Aber schlecht behandelt worden ist er nur von mir. Kein Wunder, denn es fehlt mir ja so sehr an „Scharfblick und Tiefblick", daß ich imstande bin, sogar von der „Tatsache" zu reden, „daß wir Christen verschiedener Richtung im Verständnis echter christlicher Frömmigkeit völlig einig sind." Nun, ich halte daran fest als an meiner Lebenserfahrung, daß es Gott sei Dank in der Praxis eine echte christliche Frömmigkeit gibt, die sich durchsetzt — auch in der Anerkennung theologisch-kirchlicher Gegner. Und ich würde es als eine berechtigte Forderung D. Kaftans empfunden haben, wenn er uns aufgefordert hätte, zu formulieren, woher es eigentlich komme, daß bei schroffster dogmatischer Gegensätzlichkeit eine solche Anerkennung möglich sei. Also z. B. in seinem Musterbeispiel: Fall Jatho. Statt dessen hat er unserm Nachdenken empfohlen, das Problem von der andern Seite anzufassen, und gefragt: ob denn nicht eine solche Anerkennung innerkirchlicher, aber dogmatisch abirrender Elemente als noch christlich Irrtum sei und man nicht vielmehr von „zwei Religionen" reden müsse. Es ist das gleiche Problem, nur in völlig entgegengesetzter Fragestellung. Nun hatte ich Scharfblick und Tiefblick genug, um vorauszusehen, daß die Formel von den „zwei Religionen" — gar nicht nur als hypothetische Aussage die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge befruchten, sondern als schneidendes Schlagwort die bereits genug gespannte Lage noch unnötig vergiften werde. Wie denn auch zu Tage liegt. Denn von „zwei Religionen" reden ist und bleibt nach heutigem Sprachgebrauch das rettungslose Zerreißen der Blutsbande, welche die Richtungen in der evangelischen Kirche und Frömmigkeit zusammenhalten.

Für Zoellner hat die Formel diese Bedeutung und daraufhin löst er die Bekenntniskirche auf. Von einem Fragen — wie bei Kaftan — ist bei ihm nicht mehr die Rede. Wer überhaupt, der in die von Kaftan gezeichnete Linie mit einbog, hat noch gefragt? Das Schlagwort ist da, lebt und wirkt. Wir werden es auch durch den „Rückblick" mit seinen Erklärungen nicht los werden. Und nur allmählich wird es wieder in den Hintergrund treten in dem Maße, als die beiden Richtungen sich unter der Not der Zeit und unter der Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe auf den gemeinsamen Besitz an Geist und Gnade besinnen, den sie haben.

Die Zuspitzung des Problems auf die Formel der zwei Religionen ist für mein christliches Gefühl Sünde. Ich wünschte, D. Kaftan hätte seinen Rückblick dazu benutzt, das Aergernis aus der Welt zu schaffen.

R

Wilhelm Merton †. Am 5. Dezember verschied plötzlich, mitten aus der Arbeit heraus, am Schreibtisch sitzend, Wilhelm Merton. Die wenigsten unserer Leser werden ihn kennen. Und doch hat er zu seiner Zeit das Schicksal der Christlichen Welt auch mit in der Hand gehabt. Wilhelm Merton ist ein Frankfurter. Als ich in Frankfurt a. M. Pfarrer war, da gab es dort zwei Männer, an die auch unsereiner sich wandte, wenn man große Hilfe brauchte: er und Charles Hallgarten. Hallgarten, sehr politisch lebendig, mit der nationalsozialen Bewegung verflochten, war für jede Art von Wohltätigkeit zu haben wo nur immer der Nachweis der Not geführt wurde; letzte Zuflucht für unsereinen, wenn man nicht mehr wußte woher nehmen für die sich jagenden Bedürfnisse in der Großstadt, obwohl er nicht zur Gemeinde gehörte.

Ein ganz andrer Mann Wilhelm Merton. Politik lag ihm gar nicht, er wollte nur soziale Gerechtigkeit. Dem Kleinbetrieb abgewandt, konzentriert auf große, umfassende, weit ausschauende Unternehmungen, hart arbeitend in ertragreichen Gesellschaften, die von seinem Genie und seiner Willenskraft lebten, arbeitete er längst nicht mehr für sich, sondern für humane Zwecke. Und zwar solche, die er selbst entdeckte und gestaltete. Später zwar hat er an Adickes einen ungewöhnlichen Mitarbeiter gehabt und sie haben mit einander die Universität gegründet. Aber viel persönlicher und interessanter war doch die rein Mertonsche Stiftung des „Instituts für Gemeinwohl", recht der Ausdruck seines Strebens. Wissenschaftliche Arbeit strengsten Kalibers sollte hier getan werden im innigsten Zusammenhang mit praktischen Nötigungen wirtschaftlicher und sittlicher Art. Junge Kräfte, die sonst schwer vorankamen, wurden dafür angestellt und gleichzeitig damit unterstützt. Es war eine so „zielbewußte" humane Leistung, wie sie wohl selten vorkommt. Person und Name wurde dabei fast ängstlich im Hintergrunde gehalten. Aber der Erfolg der Arbeit hat das ja seitdem unmöglich gemacht. Immerhin wird es auch heute noch nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis sein, der wirklich weiß, was der Mann bedeutete. Wir gedenken dankbar an die feine und sichere Art, wie er damals geholfen hat, als die Christliche Welt in ihren jetzigen Betrieb überging. R

Kalender

Die Kalender stehen diesmal unter dem Zeichen des Krieges und des Lutherjahres. Der reichhaltigste und beste ist der vom Dürerbunde herausgegebene Gesundbrunnen (München, Callwey, 176 S. 75 Pfg. gebunden 1,20 Mk.) mit einem sehr guten Artikel von Wilhelm Stapel über Luther, den „Großmeister der deutschen Sprache" und „treuen Mahner im täglichen Handel und Wandel"; eine sehr passende Auswahl von Lutherstellen ist angefügt. Schade, daß die Ausstattung des Buches nicht besser ist! Darin ist Von schwäbischer Scholle, Kalender für schwäbische Literatur und Kunst, Heilbronn, Salzer (VIII, 104 S. 1, gebunden 1,80 Mk.) mustergiltig. Welch ansehnliche Schar von Dichtern hat Schwaben doch auch in der Gegenwart! Unsere Leser wird dazu ein Artikel über die Basler Mission im Kriege besonders freuen. Von Heimatbüchern nennen wir noch Sohnreys Dorfkalender 1917, 3. Kriegsjahrgang, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin, Trowitsch und Sohn, 96 S. 50 Pfg. Partiepreise), der wieder nur Gutes bringt; ferner Der Schütting, Hannover, Adolf Sponholtz (112 S. 60 Pfg.) mit viel mundartlichen Beiträgen, und den in seiner Einfachheit so ansprechenden Hessischen Volkskalender (Cassel, Lometsch, 112 S. 50 Pfg.) mit recht guten Abbildungen. In dem Deutschen Evangelischen Volkskalender für Oesterreich von Pfarrer Hans Müller in Röcknitz (Verwaltung des DEV f Oe in Bodenbach II 645, 80 S. 60 Heller) wird Vielen die deutsch-evangelische Landeskunde und das Verzeichnis der Pfarrer und Seelsorgestellen in Oesterreich willkommen sein. In dem Vaterländisch Sozialen Volkskalender (Halle a. S., Kronprinzenstraße 14, Verlag des Evangelisch-sozialen Preßverbandes für die Provinz Sachsen, 64 S. 100 Stück 12, 1000 Stück 115 Mk.) handelt Bornträger eingehend über Geburtenrückgang und Weltkrieg, Riehm-Aschersleben gibt eine soziale Erklärung der Zehn Gebote, Schian eine Behandlung der Theodizeefrage mit Rücksicht auf diesen Krieg. Im Evangelischen Volksboten, dem Kalender des Evangelischen Bundes (Berlin, Ev. Bund, 104 S. 35 Pfg.), hat Zscharnack den einleitenden Artikel über das Lutherjahr geschrieben; in dem wieder recht reichhaltigen Kalender für das Deutsche Haus (Potsdam, Stiftungsverlag, 74 S. 40 Pfg. Partiepreise) fallen die Lutherbilder von Karl Bauer ins Auge: leider zeigt hier der Krieg seine Wirkung in schlechtem Papier. Der Christliche Volkskalender (Kaiserswerth, Diakonissenanstalt, 112 S. 50, in besserer Ausstattung 60 und 90 Pfg.) bringt ein Lebensbild von Bugenhagen. Die Bilder sind aber schlecht. Auch kann sich der Herausgeber nicht versagen, die U-Bootfrage im konservativen Parteisinne zu behandeln — die Bildbeigabe stellt Tirpitz dar. Auch die Kriegsdarstellung weist geschichtliche Fehler auf. Besonderen Ständen und Altersstufen sollen dienen: Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckh. 50 Pfg.: wieder ganz vorzüglich. Ferner: Deutscher Soldatenfreund von Pfarrer Löffler (Stuttgart, Verlag des DS Färberstraße 2, 80 S. 20 Pfg. Partiepreise), Soldaten-Kalender (Hamburg 3, Buchhandlung des Nordbundes, 79 S. der gleiche Preis), Frauenlob, Kalender für Frauen und Jungfrauen von Pfarrer Th. Löffler (Stuttgart, Verlag der Evang. Gesellschaft, 102 S. 30 Pfg. Partiepreise) mit einer hübschen Erzählung von Armin Stein: Luther in Weimar, endlich der Kalender für deutsche Christenkinder (Berlin, Deutsche Sonntagsschul-Buchhandlung SW 11 Königgrätzerstraße 65, 64 S.), Neuster Kinderfreund von Pfarrer Herm. Schultz (Heidelberg, Evangelischer Verlag, 48 S.) und der Neue Kinderkalender von Pastor Zauleck in Bremen (Hamburg, Persiehl, 64 S. alle drei je 15 Pfg. Partiepreise), der es wieder meisterhaft versteht, echt kindlich mit den Kindern zu reden. Zum Schluß erwähnen wir den Frankfurter Kirchen-Kalender für die evangelischen Stadt- und Landgemeinden des Konsistorialbezirks Frankfurt a. M. (Frankfurter Vereinsdruckerei G. m. b. H. Bergweg 12, 48 S. 25 Pfg.), der diesmal auf die Hälfte verkürzt, deshalb auch im Preise gegen früher herabgesetzt ist, aber mit Beiträgen von Eschenröder, Veit, Schwarzlose, Dechent, Bornemann u. A. noch immer genug des Guten bietet.

Ewald Stier

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 4. Januar 6 Uhr im Anlagegebäude der Kgl. Universität (Alte Bibliothek) Auditorium Nr. 3 Erdgeschoß: Das Christusbild im Wandel der Zeiten. Lichtbildervortrag von Pfr. Boehm.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Montag 29. Januar 8 Uhr Carola-Hotel: Die deutsche Schule und der Neubau unser Volkslebens. Schulrat Dr. Seyfert-Zschopau.

Magdeburg. Freitag 19. Januar 4 Uhr Hasselbachstraße 1 (Stadtmission): Die besondere Art unserer Frömmigkeit. Pastor Mensing-Dresden.

Freunde der Christlichen Welt im Rheinland

Unsre nächste Versammlung findet im Januar 1917 in Düsseldorf statt. Prof. D. Niebergall hat den Vortrag übernommen, dessen Thema nebst Tag, Stunde und Ort der Versammlung baldigst mitgeteilt werden wird. Wollen die Freunde jetzt schon im Bekanntenkreise auf die Zusammenkunft aufmerksam machen.

Pfr. Heim-Lennep

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 48. Der russische Klerikalismus — Der König von Württemberg als Doktor der Theologie — Der Krieg: Die Theologische Fakultät Dorpat; Verbot der deutschen Sprache in Rußland; Evangelisch-theologische Fakultät in Warschau; Mitwirkung der Kirche bei der Volksernährung; Beschränkung der Herstellung alkoholischer Getränke; Besondere Kleidung für kirchliche Feiern — Verschiedenes: Versammlung des Evangelischen Bundes; Neue Beschlüsse der „Positiven Union"; Ein Theologe als Professor der Kunstgeschichte; Missionsgaben in Lübeck.

Nr. 49. Aus der evang.-luth. Kirche Kurlands — Der Krieg: Die Staatswerdung Polens; Werbetätigkeit französischen Geistlichen für die Kriegsanleihe; 6. Theologischer Lehrgang der Innern Mission; Beförderung von Dissidenten zu Offizieren; Beteiligung der deutschen evang. Missionen am heimatlichen Kriegsdienst; Deutsch-evangelische Rückwanderer; Die Evangelischen Polens; Besondere Betätigung der evang. Kirchengemeinden; Anwendung von Kerzen — Personalien — Büchereinlauf.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)

mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung)
III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Für das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regierungs- und Schulrat

In Südwest
unter englischer Herrschaft
Von Hans Siebold,
Pfarrer in Keetmannshoop
32 Seiten in zweifarbigem Umschlage. **40 Pf.** (Porto 10 Pfg.)
Stiftungsverlag in Potsdam

Probenummern
der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Wer zerrissenes Schuhwerk, Geschirre, Leder, Zeltstoffe, Fahrradmäntel, Filz usw. selbst ausbessern will, verwendet vorzüglich die
Nähahle **Stepperin** D.R.G.M.
Solide, beste Konstruktion. Näht Steppstich wie Maschine. Leicht zu handhaben. Garantie für Brauchbarkeit. Viele Anerkennungen. Preis **Mk. 2.50** mit Nadelsortierung und Leinenzwirn, verpackt und postfrei. In Lederhandlungen käuflich oder direkt durch
Joh. Zucker
Stuttgart-Botnang.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 437 253 560 M. Vermögensbestand 183 970 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1915: 2 479 882 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Hierbei das Jahresregister für 1916 (Ins Feld nur auf Wunsch)